

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Das Auge.

Auge, Doppelspiegel, treu und rein
Gottes schöne Welt zurückzustrahlen,
Wie der Seele unsichtbares Sein
Fast mit Händen greifbar abzumalen —

Bild der Sündfluth, nur im Maß verfehlt,
Kündend, wie es einzig übergehe
Als ein Pfand, daß unsre inn're Welt
Ach, wie lang schon unter Wasser stehe —

Heil'ger Wunderschrank für all das Gold,
Das die Sonne fürstlich mag verschwenden,
Für das Silber, das in Nächten hold
Sterne auf die Erde niedersenden —

Muschel an gar selt'nen Perlen reich —
Sie zu schätzen sucht der Mensch vergebens —
Schwimmt doch oft auf einer Thräne bleich
Die Geschichte eines ganzen Lebens —

Dolmetsch redlich, wie noch keiner war,
Dem nicht eine Sprache fremd geblieben,
Spricht er keine auch so schön und klar,
Als des Herzens Muttersprache „lieben!“

D'rum auch mein' ich, und gesteh' es frei:
Was die Rose wäre ohne Düfte,
Was die alte Erde ohne Mai,
Was die munt're Schwalbe ohne Lüfte —

Was das Saatzfeld ohne Regenguß,
Was die Treue, fehlt ihr das Vertrauen,
Was die Liebe wäre ohne Kuß,
Bist Du, Mensch, vermagst Du nicht zu schauen!

Ach, wer dieses Kleinod nicht besaß,
Nimmt sein Unglück nicht so schwer zu Herzen,
Aber wer damit das All' durchmaß,
Wird es, wie die Jugend, nie verschmerzen!

Ahnt der Bettler, wie der König klagt,
Den man stieß vom höchsten Thron auf Erden,
Weiß der Blindgeborne, was es sagt,
Einer Welt von Licht verlustig werden?!

Sehen, wie sich naht die Sonne traut,
Träumerische Blumen wach zu küssen,
Und die Kleinen also keck beschaut,
Daß sie täglich mehr erröthen müssen!

Sehen, wie am Auferstehungstag
Heiland Frühlings sich die Wälder freuen
Und im Herbst, wenn ihr Gott erlag,
All ihr grünes Hoffen niederstreuen!

Sehen, wie an Tagen schön und mild
Lust die ganze Schöpfung scheint zu saugen,
Und die Quellen treu des Himmels Bild
Wiederstrahlen gleich verliebten Augen!

Sehen, wie so rührend das Gesicht,
Starrt ein Weib auf seinen Säugling nieder,
Wie die Seele durch die Wimpern bricht,
Trifft sich langgetrennte Liebe wieder!

Und nun diesen selt'nen Wunderschrein
Möglich wissen ach, wie fest verschlossen,
Und für jetzt und alle Zukunft sein
Aus der bunten Märchenwelt gestossen!

Ach, wer freien Einlaß nicht besaß,
Nimmt sein Unglück nicht so schwer zu Herzen,
Aber wer dies Paradies durchmaß,
Vernt es, wie die Jugend, nie verschmerzen! —
Levitchnigg.

Ein englischer Tourist über Pariser Advokaten und Literaten.

Die soziale Demokratie rekrutirt sich in Frankreich besonders aus zwei Erwerbsklassen, aus den Advokaten und den Schriftstellern. Der Advokatenstand und die Anzahl von Schriftstellern bilden zwei unterirdische Gesellschaften, die dem französischen Volke selbst nur wenig bekannt sind. Diese zwei Gewerbe sind die leichtesten, was die Erwerbung des Titels betrifft, und sie sind die schwersten, was die Erwerbung des Brodes anbelangt. Und da die Titel Advokat und Schriftsteller eben so unbestimmt, als ihre Wirkungskreise weitumfassend sind, so findet man in diesen Klassen sehr viele Individuen, die zu den „Elenden“ gehören, man möge dieses Wort in seiner

eigentlichen oder figürlichen Bedeutung nehmen. Man kann sich keinen Begriff von der Anzahl der machen, die in Paris mit diesen Titeln sich brüsten, und in Erwartung einer Revolution das Pflaster treten. Es gibt dort Advokaten, die von der Mündlichkeit im Unterrichte der Deklinationen und Konjugationen leben, und es gibt da eben so viele Schriftsteller, die kein anderes Papier verbrauchen, als ein Blatt im Schulbuche der Weinschenke, in welcher sie Stammgäste sind.

Ich erinnere mich, daß ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Paris eines Tages in der Rue St. Jacques einen Advokaten aufsuchte, um bei ihm die deutsche Sprache zu lernen, da er, wie es hieß, in derselben Unterricht ertheilte. Was ich nun bei dem Advokaten fand, machte mich ganz verblüfft. Es war dies nämlich der tragikomische Kontrast eines gränzenlosen Elends mit einer eben so gränzenlosen Eitelkeit.

Der Advokat vom Titel und Sprachlehrer von Profession, befand sich in dem obersten Stockwerke eines schmalen Hauses mit abscheulichen Treppen. Zu ihm führte der Weg nur über die Leichen ruinirter Hausgeräthe, und, um in sein Zimmer zu gelangen, mußte ich über einen Haufen zerbrochener Stühle, unbrauchbarer Möbelfragmente, zusammengedrückter Körbe, zerschlagener Flaschen, stielloser Feuerbüchsen u. s. w. hinwegklettern; denn der Arme wohnte noch oberhalb jenes Stockwerkes, welches in Paris den Portiers zur Aufbewahrung solcher Hausgeräthschaften dient.

In großartig lakonischem Style stand über die Thür: „M. D., Advokat.“ Das Zimmer konnte nicht das Elend durchblicken lassen; denn es war selber eine Purifikation des Elends; die Wände kahl und ein Plafond schon seit längerer Zeit nicht mehr vorhanden.

Man erlasse mir die Beschreibung des Armen beschreiben, der auf einen Tisch sich stemmte, an dem ein Fuß gänzlich fehlte, und ein anderer durch Hilfe zweier zerbrochener Pflaster verlängert war. Bald hatte unser Gespräch begonnen, und als ich die Augen auf die schmutzigen Papiere warf, die auf dem Tische lagen, sagte er mit wichtiger Miene: „Es ist das die letzte Eröffnungsrede, die der Präsident Dupin mir zugeschickt hat.“

Ich erstarrte über so große Eitelkeit neben so großer Armuth — — —

Demungeachtet war meine Ueberraschung in Bezug auf die Literaten eine noch peinlichere. Ich hatte immer von jenen lebenswürdigen glänzenden Geistern sprechen hören, die man in Paris finden soll. Wie groß war nun meine Enttäuschung! Anstatt herrlicher Talente habe ich viele verschrobene Köpfe gefunden, die vom Denken schon müde waren, ehe sie

damit noch begonnen. Anstatt Ideen bekam ich hohle Gemeinplätze, und anstatt Gedankenfülle dummes Formelwesen zu hören. Selbst bei denjenigen, die wirklich Scharfsinn und Beobachtungsgabe besitzen, haben diese Gaben eine schiefe Richtung genommen. Die geistige Tournüre der modernen Schriftsteller Frankreichs ist ganz die der Federhelden aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Sie mögen sich immerhin abquälen, originell zu sein, es ist vergebliche Mühe; der schriftstellerische Charakter im modernen Frankreich ist ganz über den Reisten der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschlagen.

Wenn ich dieser Weise von den Literaten spreche, so meine ich natürlich nur den großen Haufen der letzten Jahre, ganz vorzüglich aber die Ritter von der Feder des Jahres 1850.

Man muß sie nur diskuriren hören. Da haben ihre Beobachtungen ganz den Ton des Choderlos de Laclos. Ihr moralischer Sinn ist ein tief beklagenswerther. Aus Berufspflicht stellen sie Beobachtungen über die abscheulichsten Laster an, und unterhalten sie ganz ernsthaft über die schmutzigsten Dinge. Die gemeinsten Streiche der Bosheit finden sie vortrefflich, und die unbegreiflichsten Erfindungen der Wollust geschmackvoll. Ihre Einbildungskraft ist die des de Sade im verjüngten Maßstab.

Wie mit der Moral dieser Literaten, so ist es auch mit ihrem Wissen bestellt. Letzteres beschränkt sich auf die Kenntnisse des Verfalls des römischen Reichs, auf die des Sueton, Petronius. Von den Neueren kennen sie einen Retif de la Bretonne, de Mercier, de Laclos, Diderot, de Sade und Marast. Diese Männer sind ihre Lieblinge und deren Werke ihr Evangelium!

Lebensbilder aus Kairo.

Ist ein Reisender von Alexandria aus den Nil heraufgefahren, hat er sich schon an den Charakter des Orients gewöhnt. Die reine Atmosphäre, die schönen Farben, in denen die Natur hier sich vor ihm aufrollt, der schöne Strom, die grünen Felder, die schlanken Minarets, die aus den mit Tamarinden, wilden Zitronen und Palmen umwachsenen Städten hervortreten, die oft so nahe an den Strom herantreten, daß sie auf den Fluthen zu schwimmen scheinen, lassen ihn fast glauben, daß Gestalten aus dem Feenreich ihn umschweben. Wir kommen nach Boulaq, dem geschäftigen Hafen von Kairo. Hier drängt sich des Lebens traurige Gestalt im wilden Gewirr an uns heran. Die Menge armseliger Gestalten, die nur mit einem zerlumpten Hemd elend begleitet sind, wogt hin und her vor uns, und des Lebens düstere

Macht zertheilt mit einem Zauberschlage das schön Gewebe unserer glücklichen Träume. Die Sachen werden ausgeladen. Kameele im schleppenden Gange tragen unsere Sachen nach Kairo, und die Reisenden folgen auf friedlichen Eseln. Der Weg führt durch üppige gartenähnliche Ländereien. Man reitet durch ein Thor von Kairo. Ist man in der Stadt oder ist man es nicht, ein großer, weiter Garten zeigt sich mitten im Winter in voller Blüthe unserem Auge, und eine Reihe gigantischer Akazien umschlingt diese blühenden Flächen. Nur an einer Seite zieht sich im Halbkreis eine Reihe weißer Häuser. General-Konzuln wohnen hier, und die beiden europäischen Hotels laden uns ein zur Ruhe nach unserer langen Wasserfahrt. Ein kurzer Schlaf führt wieder im bunten Gewimmel die Feengebilde und die traurigen Lebensgestalten als Eindrücke von unserer Reise der erregten Phantasie vor. Doch bald erhebt man sich, und tritt auf den Balkon. Wie weidet sich da der Blick an jenem Garten der Esbehijeh. Des Westens Kunst ist hier vermählt mit der reichen Natur des Ostens. Die blendend weißen Häuser stechen zum Grün ab, die Wasserrinnen sprudeln zwischen den Beeten, und in weiter Ferne gegen Osten erheben die Pyramiden von Gizet ihre Dreiecke auf dem blauen Hintergrund des Horizonts, mit blendenden Farben von der Sonne eingezeichnet. Es gelüftet uns, die Stadt zu sehen, bei deren Eintritt die Natur mit so schönen Gestalten uns umgaukelte. Wir kommen herunter, da stürmt ein ganzes Heer von Eseln und Eseltreibern auf uns ein. In Kairo geht man selten zu Fuß, Esel mit schlechten Sätteln schützen den Wanderer vor Ermüdung. Der Fremde ist unwillig, er treibt mit Peitschenschlägen die ersten von sich, aber im Gewühl entgeht er seinem Rächer nicht; ein geschickter arabischer Knabe schiebt ihm fast seinen Esel zwischen die Beine, der Fremde muß hinauf, er mag wollen oder nicht; der Knabe schlägt mit seinem Rohr das träge Thier, welches bald in einen raschen Trab sich setzt, der doch seiner Natur sonst zuwider scheint; auch würde er nicht gehen, wäre nicht der Stock hinter ihm. Man kann mit dem schlechten Zaum das hartnäckige Thier nicht lenken, und man rennt bei dem so unwillkürlich in Bewegung gesetzten Reithier bald rechts, bald links an einen ruhiger reitenden Türken an, wiewohl der kleine Treiber mit seinem Ausruf: gemilak! chemalak! solchen National-Carambolagen zuvorkommen möchte. Brummend zieht der Türke weiter, den Fremden verfluchend.

Die Franken haben erst die ruhigen Thiere in solche Bewegung gesetzt, und ich habe oft erprobt, daß die Eseln viel langsamer gingen, wenn ich in orientalischer Tracht war, als wenn ich in Frankenkleidung mich ihrer bediente. Wie doch mit den Fortschritten

europäischer Civilisation im Orient selbst die Esel denken lernen! Auch der Eselbube hat denken gelernt; denn, hat er mit einem Franken seinen Esel beladen, verlangt er meist dreifachen Lohn, da sonst der Preis für diese orientalischen Droschken nur 1 Piaster oder 2 Sgr. für die Stunde ist. Einige arabische Scheltworte oder selbst ein Peitschenhieb kann ihn erst überzeugen, daß seine Logik in Bezug auf uns eine falsche war.

Nur um eine Ecke biegt der willenslose Eselsreiter, so befindet er sich in Kuski, der belebtesten Kaufmannsstraße, in der orientalischer und occidentalischer Handel vereint haust.

Der Grieche, der Italiener und selbst der Deutsche hat seinen Schuppen hier; der Eine handelt mit Kolonialwaaren, der Andere hält eine Apotheke, der Dritte hängt die neuesten Kleider aus, der Vierte verkauft roh gearbeitete Frankenschuhe. Dazwischen hocken arabische Weiber in schmutzigen Schoppen, mit Lichtern oder Tabak, mit Brod oder Datteln handelnd.

Auf der Straße zieht der Beduine auf dem Dromedar hin, nur mit einer wollenen Decke bekleidet, darauf folgt eine etwa feine französische Equipage mit einer Dame nach feinsten Mode gekleidet. Dann steht da der ehrwürdige Scheich in langhinwallenden Gewändern, sein schönes, mit langem weißen Bart gezieres Antlitz ist bedeckt vom reinlichen Turban, und verräth ruhige Ueberlegung. Unter den wohlgezogenen weißen Augenbraunen funkelt ein schwarzes Auge, wie mit dem Scharfblick eines Falken. Daneben ein jüngerer Effendi mit fein besetzter Jacke, einem buntseidenen Shawl, rothem Terbusch und den weit herunterhängenden Beinkleidern; sie sind umgeben von armen, nur mit blauem Hemd bedeckten langen Gestalten der Arbeiter, dazwischen die Weiber niederen Standes, auch nur mit blauem langen Hemd bekleidet. Ihr Haupt ist mit einem Kopftuch gleicher Farbe umhüllt, und von ihrer Stirn bis zum Fuß hängt der lange schwarze Schleier. Aus der Nacht der Verborgenheit blickt nur das dunkle Augenpaar hervor. Weiter hinten halten unbeholfene dunkle Massen, ganz umhüllt von schwarzer Seide, wie düstere Schicksalsgestalten.

Das sollen nun die feinen Frauen, jene Gazellen der Dichter, sein. Daneben in einem Schnürrock hält der fette Türke, hier und da auch ein fränkischer Herr. Zwischen diesem Gewühl dann Hunde, Esel, Kameele, kurz, man glaubt einen Tag des jüngsten Gerichts zu schauen. Von diesem Ritt mit Hindernissen ermüdet, lenken wir endlich in eine Querstraße, unsere Wanderung durch die Stadt fortzusetzen.

Die Straßen werden hier um Vieles enger, und hat schon das Kuski unserem Schönheitsinn nicht gerade geschmeichelt, ist das Neußere dieser Straßen

noch viel weniger einladend; die Häuser sind meist roth und weiß gestreift, der untere Theil hat meist gar keine Fenster, er ist entweder neben dem Flur zu Schuppen oder zu Ställen benutzt; denn das Vieh logirt in Kairo meist Parterre vorn heraus.

Der erste Stock ist nun über den untern herausgebaut, und zeigt Fenster aus dichtem Holzwerk entweder aus nur in einander gefügten Stäben gebildet, oder nach feinerem Muster geschnigt; doch jedenfalls so eingerichtet, daß das schärfste Falkenauge nicht ihr mystisches Dunkel durchschauen kann.

Da nun diese Straßen an sich eng sind, so lassen diese Vorsprünge nur einen ganz schmalen Streif vom schönen, blauen Himmel uns sehen.

Ein Naturwärmer möchte darüber grollen; doch ein Praktiker ist wohl zufrieden damit, denn dadurch ist den Sonnenstrahlen nicht ein zu freier Zutritt zum geschäftigen Leben gestattet, was freilich bei ihrer Intensität sonst sehr störend einwirken und selbst dem entschiedenen Lichtfreund das Leben etwas warm machen würde. Die Häuser, wenn auch elend von Außen anzusehen, sind doch im Innern bequem eingerichtet, und der verwöhnteste Engländer kann hier alle seine Comforts wieder finden.

Da es für alle Reisende sehr interessant ist, das häusliche Leben der Orientalen zu betrachten, erlaube mir der Leser, ihn bei einem meiner Bekannten, einem gelehrten und geehrten Scheich, einzuführen.

Die schwerfällige Thür ist nur mit einem Holzschloß geschlossen, man öffnet dieselbe und ein dunkler Eingang nimmt uns auf, hier sitzt auf einem Korbgeflecht eine dunkle Gestalt, nur mit einem blauen Hemd bekleidet, dies ist ein Berber, den man gewöhnlich wegen seiner Ehrlichkeit und trägen Ruhe zum Thürwächter wählt; sobald er uns eintreten sieht, wirft er aus seinen funkelnden Augen blizende Blicke uns zu, und, einem Kettenhunde ähnlich, knurrt er uns unverständliche Worte entgegen. Wir geben unsern Wunsch zu erkennen, den Scheich zu sprechen; er ruft einem anderen schwarzen Diener einige Worte zu, und bis derselbe von oben herab die Antwort bringt, müssen wir geduldig im dunklen Vorflur dieser Festung verweilen.

Dann erscheint der Diener und führt uns durch den Flur; wir treten in einen kleinen viereckigen Hof, dessen entgegenstehende Hälfte mit dichtem Laub überdeckt ist; über diesem Laubdach sind die Fenster vom dichtesten Holzwerk, ein geheimnißvolles Dunkel, man darf sich nicht erlauben, mit schwachem Auge das Laubdach und das Holzwerk durchdringen zu wollen, ohne sogleich vom Diener mit der größten Sorge links eine steinerne Treppe hinaufgeführt zu werden; denn hinter jenem Laubdach und dem dicht mit Holz vergitterten Fenster sind die glänzenden Gestirne des düstern Lebens. Das ist das Frauen-

gemach, das Heiligthum im Hause. Der einzige Moment, in dem wir den schwachen Versuch hätten machen können, dort durch das Laubdach einen verstohlenen Blick nach dem dichten Fenstergitter hinzuwerfen, ist nun vorüber, die Treppe führt uns nach dem vorderen Theil des Hauses.

Wie Tag und Nacht die Zeit zertheilen, so ist auch sein Haus in zwei verschiedene Theile getheilt. Die andere Seite des Vierecks bewohnt der Mann, die entgegengesetzte Seite ist zum Frauengemache geweiht, der verbindende Flügel ist meist zur Küche und Nebenzimmern bestimmt. Uns ist es nur vergönnt, die vorderen Flügel zu betreten, wir finden dort ein großes, geräumiges, fast ganz leeres Zimmer, indem nach der einen Seite hin, nur eine Stufe höher, ein Arkoven sich ausmündet.

Hier rings herum, an drei Wänden, sind die Divans ganz niedrig und ebener Erde; der Raum zwischen den drei Divans ist mit dem Teppich bedeckt, auf dem in der Mitte die dampfende und sprudelnde Wasserpfeife steht, von der der Schlauch sich bis zu dem in einer Ecke des Divan hockenden, ehrbaren Scheich hinzieht.

Der ehrwürdige Hausbesitzer ist in sein langhinwallendes Oberkleid von Tuch gehüllt, ein vorn ganz aufgeschnittener Rock, der nur oben auf den Schultern und dem obern Theil der Ärmel am Leibe anliegt, darunter ist nach demselben Schnitt ein seidengewirktes Unterkleid, weiß gestreift, welches um die Taille von einem schönen Seidengürtel festgehalten ist, und unter dem nur noch ein Paar weiße Unterbeinkleider hervorsehen. Sein Fuß ist nackt, denn seine Schuhe hat er vorn vor der Steinschwelle gelassen. Sein kahl geschorenes Haupt ist nur mit einem weißen Mützchen bedeckt, während der Turban neben dem Divan auf einem kleinen Sessel liegt. Ein dunkel gelbliches Gesicht mit langem schönen Barte steht uns entgegen, und die schwarzen funkelnden Augen unter den schön gezogenen Augenbraunen schießen mit ihren blizenden Blicken die Fremden genau zu erforschen. Seine Figur ist schlank und erhaben. Gleich beim ersten Blick sahen wir, daß wir mit einem Alles überlegenden, ruhigen Orientalen zu thun haben.

Die einige Augenblicke dauernde Augensprache zu enden, beginnen wir mit dem Gruße: „Dein Tag sei ein glücklicher“, denn der orientalische Gruß: „Friede sei mit Dir“ würde ihn sehr empören; der Friedensgruß, meinen sie, gebühre nur dem Moslim. Kaum nimmt der würdevolle Mann die Pfeife aus dem Munde, um zu sagen: tafadhal, „lasse Dich nieder“. Sogleich wird der Diener beordert, einen Tshibuk (die Pfeife) und Kaffee, den Schlaftrunk der orientalischen Ruhe, zu bringen.

Nach einigen Minuten stillen Schweigens beginne

ich nun, mein Gesuch ihm vorzutragen, da ich gekommen bin, um durch arabisches Studium bei ihm an den Gebilden der Poesie mich zu ergötzen. In gewählter Sprache würde etwa die Unterhaltung so lauten:

Fr. O Scheich, ich bin gekommen von weit her, mich an den Sprudeln Deines Geistes zu lechzen.

Sch. Ich danke Dir; woher kennst Du mich?

Fr. Der Stern Deiner Weisheit ging auf in strahlendem Glanze zu leuchten über dem Orient und Occident.

Sch. Gehen denn nicht die Sterne des Morgenlandes im Abendlande unter?

Fr. Die Heimat des Lichtstrahls ist das Morgenland.

Sch. Gedenkt Ihr dessen wirklich mit Dank?

Fr. Stets. Sieh, ich will stehen als ein Schüler des Abendlandes vor Dir, damit Du mir mit Deiner Worte Kraft die schönen, aber für mich trockenen Blumen Eurer Dichtung belebest.

Sch. Liebt Ihr Franken denn die Dichtung?

Fr. Auch wir sind Verehrer der Dichtkunst und der Verse Kurzweil ist unsere schönste Freude.

Sch. Aber anders ist der Dichtung Blume im Osten und anders im Westen, und wird Dir, verwöhnter Städter, denn die arabische Wüstenblume gefallen?

Fr. Ich weiß, die Dichtkunst ist der Weisheit Koder, und der Sproß der Poesie erblüht in allen Landen; doch die Schönheit geistiger Blumengefilde kann nur der erkennen, der ihre Heimat kennen gelernt; darum bin ich zu Dir gekommen, denn Du bist jener Gärten Wärter. Wir verehren im Abendland die Dichtung des Morgenlandes; hat nicht de Sacy den Hariri bei uns gedruckt, um die Perlenstickerei des Abu Seid *) uns zu lehren?

Sch. Fürwahr, reine Perlen hat Hariri zusammengereicht in seiner Rede Schmuck, doch sie zu verstehen, mußt Du die grammatischen Grundsäulen der Sprache erst betrachten. Das Leben ist ein Pfad durch Dornen, steile Felsen und Blumengefilde. Wohl ist's Keinem bestimmt, stets unter Rosen zu wandeln. Die Wissenschaft ist Abbild des Lebens, Du kannst nicht eintreten in die unvergleichlichen Gärten der Poesie, hast Du nicht vorher den steilen Dornpfad der Grammatik durchwandelt. Komm denn zu mir, und lerne die Grundpfeiler der Grammatik, damit Dein Geist gestärkt werde, zu wandeln in der Dichtung Garten.

Fr. Bei meinem Haupt, Du hast Recht. Mag des

*) Die Araber bezeichnen das Wesen ihrer lyrischen von einander abgerissenen Poesie sehr treffend mit dem Vergleich des Perlenstickens.

Scharfsinns Noß mich schnell die steilen Pfade hinantragen.

Sch. Sage mir, Du bist Christ von Rom oder England?

Fr. Ich bin von England *).

Sch. Das freut mich; denn die von Rom meinen, Gott habe einen Sohn, sie sind Ungläubige, Gott erzeugt nicht und wird nicht erzeugt.

Es war vergeblich Bemühen, das Verhältniß des Vaters und Sohnes vielleicht auf mehr geistige Weise durch den Begriff der Liebe nach unserem Dogma ihm klar zu machen; er erwiderte stets ein abadan (nimmer).

Ich rauchte noch einige Züge aus dem dampfenden Tschibuk, berührte mit der Hand meine Brust, meinen Mund und meine Stirn, d. h. so viel, mein Herz, mein Wort und meine Gedanken sind Dir geweiht, und stand auf. Sein Abschied war:

„Der Stern des Glücks auf Deinem Haupt, Gott erleuchte Deinen Geist.“

Sogleicherschien der Diener wieder, denn wir konnten uns ja beim Herausgehen verirren. Wohl ward wieder Sorge getragen, daß wir nicht nach dem mystischen Dunkel hinüber schauten, wir wurden rasch in den dunklen Flur hineingeführt.

Es ist mir nun zwar nicht vergönnt, den Leser in ein Frauengemach einzuführen, damit würde ich zu sehr gegen die orientalische Sitte verstoßen; auch fehlen mir dazu alle Kenntnisse, wohl aber läßt sich schon aus der Einrichtung des Hauses das Wesen der Männer, der ganze Geist im muhamedantischen Osten einige Reflexionen über den Stand des weiblichen Geschlechts machen. Schon die Einrichtung des Hauses läßt dem Orient die Devise der Philine aufschreiben:

Jeder Tag hat seine Plage,
Jede Nacht hat ihre Lust.

Die christliche sittliche Gleichstellung des Mannes und der Frau hat hier aufgehört, das Weib ist hier nur die Dienerin des Mannes. Es ist ihr nicht gestattet, dem Manne als eine Vertraute in den Geschäften zur Seite zu treten. Im Gemach erzogen, ohne freien Zutritt zur Welt, kann auch ihr Geist nicht befähigt sein, in den Mühen und Sorgen der Welt als rüstige Streiterin dem Manne zur Seite zu treten.

Sie ist nur da für die Sinnlichkeit des Mannes, sie hat gar keine Freiheit, sie ist von dem Manne als ein ihm untergeordnetes Geschöpf betrachtet. Er kann sie wegen der größten Kleinigkeit entlassen, er

*) Die Orientalen bezeichnen mit dem englischen Christen einen Protestanten.

kann Frauen dazu heirathen, sie hat in Betreff seiner Sittlichkeit gar keine Rechenschaft von ihm zu fordern. Hastet dagegen der kleinste Zweifel an ihrer Tugend, hat sie den immer wachenden Argwohn des Mannes auch nur im Geringsten erregt, ist ihr Schicksal ein höchst trauriges.

Der Mann wird ein unumschränkter Tyrann in seinem Hause. Der Mann besorgt alle Geschäfte. Viele der gewöhnlichen Geschäftsleute gehen den Morgen auf den Markt, kaufen die Provision für den Tag, schließen dann das Haus zu, und gehen mit dem Schlüssel an ihr Geschäft. Sie kehren dann erst des Abends in ihr Haus zurück.

Nur bei den Armeren, wo die Frau auch genöthigt ist, etwas zu erwerben, ist dieser Rigorismus etwas gemildert, wiewohl auch der erbärmlichste Fellaḥ in seiner Hütte den einzigen Raum durch einen Vorhang theilt, denn hinter dem Vorhang ist sein Harem. So ist auch im Aeußern das erbärmlichste Frauenzimmer, die kaum mit einem zerlumpten Hemd den elenden Körper bedeckt, genöthigt, sich ihr Kopftuch vor's Gesicht zu ziehen.

Bei dem ewig regen Argwohn der Männer will ein Jeder, so viel er kann, sich durch äußere Mittel der Tugend seiner Frau versichern, da er den höheren geistigen Schutz, der in der freien sittlichen Entwicklung und Bildung des Weibes, in ihrer Liebe selbst liegt, nicht kennt.

Es hält der Vornehme sich Eunuchen, nicht so Bemittelte lassen ihre Mütter über die Gattinnen wachen, Andere hüten sich durch sichern Verschluss, und doch scheint die List der Frauen mit der Wachsamkeit der Männer zu wachsen, und viele Erzählungen im Munde des Volks beweisen, daß die Geschichte der Tausend und eine Nacht noch bisweilen fortspielte.

Freilich, an eine Bildung, an eine höhere Liebe des weiblichen Geschlechts ist hier nicht zu denken; das einzige Streben des unterdrückten Geschlechts ist nur, wie man dem sinnlichen Haustyrannen gefallen möge.

Wenn daher der Reichere sich mit Erlaubniß seines Herrn Muhamed mehrere Weiber hält, so denke man sich die Eifersucht und die Intrigue der Unglücklichen.

Es ist unmöglich, sie in einer Wirthschaft zu haben, und eine Jede muß daher mit eigener Einrichtung und eigener Wirthschaft, eigenen Dienerinnen und eigenen Sklaven bedacht sein, daher können dies nur die Reicheren durchführen; der gewöhnliche Mann lebt in der Monogamie, aber freilich, bei der Leichtigkeit der Scheidung haben sie viele verschiedene Weiber nach einander. Wir wollten zunächst unsern Ritt fortsetzen, und uns noch andere Gestalten des dortigen Lebens vergegenwärtigen.

Newstead-Abbej.

(Schluß.)

Zwischen seinem Hause und den Seitenverwandten bestand nur ein Band aristokratischen Stolzes; doch ist er weniger zu tadeln, als zu beklagen, daß er es gebrochen hat, trotz seiner lauten öffentlichen und Privat-Protestationen.

Das Haus, das, weil kein Sohn da war, dem Neffen zugefallen, ist nicht als ein väterliches Haus zu betrachten.

Lord Byron war nicht in Newstead geboren. Er war zehn Jahre alt, als er zum ersten Male dahin kam; schon lebte die Poesie in seinem jugendlichen Geiste, und viele stürmische Gedanken warfen sich zwischen ihn und die Dinge. Er sah Newstead niemals so, wie es war. Die Bilder, die er davon gegeben hat, sind hervorgegangen aus Erinnerungen und aus einer Art klassischen Ideals. Die Liebe für das väterliche Haus ist weniger erhaben, aber gewaltiger. Die kleinen Schritte des Kindes durchmessen es in seiner ganzen Ausdehnung; seine Hände berühren alle Geräthschaften, seine Augen, umherirrend in dem Gesichtskreise der weiten Promenade, erkennen nichts, als die Gebäude der Umgebungen. So empfängt der Vogel den Eindruck von seinem Neste. Wenn er zurückkehrt, als ein Mann, ist er überrascht, selbst die Einschnitte der Bäume, die Spalten der Mauern wieder zu erkennen. Er sieht im Laufe des Lebens tausend schönere, eigenthümlichere, überraschendere Dinge; die Erinnerung an diese Dinge aber schwächt sich ab oder schwindet, das väterliche Haus allein bleibt unberührt unter den Ruinen seiner Erinnerung.

Lord Byron kam nach Newstead als Erbe, er war fremd in seinem eigenen Hause. Er nahm Besitz von einem Majorat; er war nicht das Kind des Hauses, er war dessen Herr. An dem Tage, als er Newstead verließ, um in das Kollegium von Harrow zu gehen, wem sagte er da Lebewohl? Dem Schatten der Helden, seinen Vorfahren: „Schatten der Helden, Euer Nachkomme verläßt die Wohnung seiner Vorfahren und sagt Euch Lebewohl!“

Er sieht Schatten in Newstead, und deshalb ist die Beschreibung, die er davon gibt, vag und wenig ergreifend. Er verkaufte Newstead, um seine Schulden zu bezahlen; die Erinnerungen des Knaben, welcher dort seine Ferien zugebracht hatte, des Jünglings, welcher dort seine ersten Leidenschaften verborgen, schützten ihn nicht gegen die Geldbedürfnisse des Mannes.

So wie er sich daran gewöhnt hatte, Newstead nicht mehr zu haben, so gewöhnte er sich auch daran, kein Vaterland mehr zu haben. Als er noch Kind

war, machten Reisebeschreibungen seine Lieblingslektüre aus. Seine Einbildungskraft hatte ihn fast schon hinweggeführt aus seiner Heimath, ehe er genöthigt war, sein Eril als eine Befreiung zu begrüßen. Das Vaterland Lord Byrons ist das der Conrad, der Lara, der Manfred; es ist überall, wo das Genie des Einzelnen stärker ist, als die Gesellschaft, und wo die Natur stärker ist, als der Mensch! Der Orient, die Alpen, das Meer besonders, von dem er die ersten Eindrücke der Größe und Macht empfangen *), die erste Stimme, durch welche die Natur zu dem Kinde von Geist gesprochen hatte. Nächste der menschlichen Liebe ist diejenige, welche er am meisten gefühlt und am besten ausgedrückt hat, die Liebe zum Meere. „Und ich habe Dich geliebt, Ocean! und die lebhaftesten Freuden meiner Jugend waren es, mich zu Abenteuern hinausgetrieben zu fühlen, wie eine der Blasen, die aus Deinem Schooße aufsteigen! Als Kind machte es mir ein Vergnügen, mit Deinen Wellen zu spielen, und wenn der kühlende Wind herbeikam, und sie drohend aufregte, so hatte die Furcht selbst Reiz für mich; denn ich war eins Deiner Kinder, und, nah oder fern vom Ufer, vertraute ich mich Deinen Fluthen, und ließ meine Hand über das Wellengekräusel hinwegsträuchen, wie ich es in diesem Augenblicke thue **).“

Enthusiasmus, Gefühl, Poesie, nichts fehlt dieser erhabenen und reizenden Stanze, und nichts ist wahrer, als diese Liebe, deren Erinnerungen sich mit den Gefühlen der Gegenwart vermischen, eine zweimal wahre Liebe; denn, was der Poet gefühlt zu haben sich erinnert, das scheint er noch einmal zu fühlen in dem Augenblicke der Erinnerung!

Viele Menschen machen Schwüre, wie der Lord Byrons in Bezug auf Newstead war, in einem Alter, wo sie noch nicht die Leidenschaften und die Bedürfnisse kennen, welche sie davon befreien sollen. Die Dichter sind zu solchen Schwüren vielleicht schneller geneigt, sie leisten sie wenigstens mit größerem Aufsehen. So war es mit der Erklärung des Dichters, mit Newstead zu leben und zu sterben, so mit seinem Entschlusse, keine Belohnung für seine Werke zu nehmen. In seinem zwanzigsten Jahre rief er in seiner Satire über „englische Dichter und schottische Rezensionisten“ aus: „Wir beleidigen diejenigen, den heiligen Namen eines Dichters, die ihren Kopf für Gewinne anstrengen, nicht für den Ruhm!“ und er wies 400 Guineen zurück, die ihm für eine zweite Ausgabe seiner Satire angeboten wurden.

Später überließ er das Honorar einem Freunde

*) Er wohnte bei Aberdeen, an den stürmischen Ufern des schottischen Meeres.

***) Schilde Harold. 3. Gesang.

für seine ersten Manuskripte. Endlich direkt von seinem Verleger angegangen, der ihm eine Note von tausend Guineen für „die Belagerung von Corinth“ und „Parisina“ übersendet, schickte er die Note zurück, indem er sagte, er könne und wolle sie nicht annehmen, und hinzufügte: „Das ist nicht Verachtung für den allgemeinen Gözen, noch Ueberfluß an Reichthümern; aber was recht ist, bleibt recht, und muß nicht den Umständen nachgeben.“

Der Verleger ist beharrlich, schickt die tausend Guineen nochmals und Byron behält sie.

Nach und nach nahm er noch 22,000 Guineen an, und zuletzt erschien ihm der Buchhändler als geizig, den er zuerst für zu freigebig gehalten hatte.

„Für Orford und für Waldegrave,“ sagte Byron zu Murray in einer kleinen epigrammatischen Piece, gibst Du weit mehr, als Du mir gegeben; das heißt nicht ehrlich handeln, mein Murrey.

„Denn, wie das Sprichwort sagt: ein lebender Hund ist mehr werth, als ein todtter Löwe, so gilt auch ein lebender Lord mehr, als zwei todte Lords, mein Murrey.“

Und in einem Briefe an denselben sagt er: „Sie werden dem Manne meines Vertrauens alle Ihre Kaufmannsideen geben: — flauere Zeit, laues Publikum; — Mylord schreibt zu viel, seine Popularität nimmt ab, — Verluste an den Werken Mylords — Nachdruck — Strenge der Kritik und andere Dinge und Redensarten, deren Beantwortung ich seinem Redetalent überlasse.“

Der Brief, welcher die ersten Anerbietungen ablehnt, liegt von demjenigen, welcher fürchtet, daß die letzten zu mächtig sein möchten, etwa einen Zeitraum von fünf Jahren entfernt! Das ist die Gefahr, die es bringt, mit dem Ideal anzufangen: man endigt mit der höchst prosaischen Wirklichkeit.

Ich konnte Newstead nicht besuchen, ohne versucht zu sein, Lord Byrons Werke wieder zu lesen. Ich war bei meinen Jugendeindrücken in Betreff dieses großen Dichters stehen geblieben. Seit der Zeit seines ersten Ruhmes hatten andere Studien mich zu weit von ihm entfernt. Er ist nicht einer der Gefährten, mit denen man das Leben zubringt, das vertraute Buch, in dem man Trost bei den Krankheiten der Seele sucht. Indessen hier, ganz nahe bei Newstead, in demjenigen Theile Englands, wo man sich am meisten mit Lord Byron beschäftigt, wo Geist und Herz bewegt werden von dem Bizarren und dem Melancholischen in den Andenken, die er hinterlassen hat, — hier oder nie war Anlaß, seine bei Seite gelegten Dichtungen wieder in die Hand zu nehmen. Es schien mir, als ob ich den Dichter nach der Wanderung in seine Wohnung, eine andere in seine Werke schulde, welche mich die Bewunderung anderer Meister hatte vergessen lassen, und ich überredete

mich, daß ich, indem ich gerecht sein wollte, den Preis dafür durch unerwartetes Vergnügen erhalten würde.

Eine andere Stimmung des Geistes trieb mich, Lord Byron wieder zu lesen. Der Vorfall, welcher in seinem frühzeitig von Weltüberdruß erfüllten Geiste den Zweifel hervorgebracht hatte, ist in der jetzigen Gesellschaft durch die Ereignisse der Gegenwart herbeigeführt worden. Wir haben plötzlich große Prinzipien besiegt gesehen, der Glaube der Weisen wurde angegriffen und verspottet; ihre wunderbaren Anstrengungen waren vergeblich, die Wahrheit ohnmächtig. Die bösen Neigungen bekämpften mit Erfolg die guten.

Darf ich wagen, zu sagen, daß in der ersten Dymnast, welche großen Verlusten, den Verlusten an der öffentlichen Moral folgt, ich mich hingezogen fühlte zu jenen grausamen Geistern, die mit dem Zweifel anfangen und endigen, und die in der Wildheit ihrer Verachtung für die menschliche Gesellschaft dahin gelangen, nichts zu lieben, als die äußere Natur und die Unabhängigkeit eines wilden Lebens? So neigte ich mich zu Lord Byron, ehe ich Newstead gesehen hatte, und ich hatte gedacht, diesen Ort zu besuchen, um zu lernen, welche traurigen Freuden der Geist aus seiner Entmuthigung gewinnen kann, und welches Vergnügen man daran haben kann, inmitten von Ruinen zu leben.

Den Eindruck, der mir geblieben ist, werde ich vielleicht einmal mittheilen; nicht in dem Vertrauen, etwas Neues zu sagen, wohl aber das Gefühl derer zu treffen, welche Byron lesen, und im Herzen die Wunde tragen, an welcher in dieser traurigen Zeit alle diejenigen leiden, die nicht Intriguanen oder Abenteurer sind.

Miszellen.

— In Berlin hat man jetzt den Verkauf und die Verbreitung der Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin verboten. Freilich stehen in selbiger alten Weissagung, die schon im Jahre 1721 und seitdem im vorigen Jahrhundert gedruckt worden ist, ganz kuriose Dinge, obgleich sie nur 100 Verse im Wönschlatein hat. Bekanntlich ist's eine Prophezeiung über die Schicksale der Regenten von Brandenburg und vom jetzigen besagt dieselbe wörtlich: Tandem scepra gerit, qui stemmatis ultimus erit; Tunc pastor recipit gregem, Germania regem.

„Endlich wird der den Scepter tragen, der der letzte des Stammes sein wird;

„Dann empfängt der Hirt seine Heerde und Deutschland seinen König wieder“

— Daily News veröffentlicht den Brief einer engli-

sehen Nätherin, die sich in Australien niedergelassen hat; sie schreibt ihren zurückgelassenen Aeltern aus Adelaide, wie äußerst zufrieden sie mit ihrem neuen Aufenthalte ist. Besonders kann sie nicht genug die Schönheit des Landes rühmen. Die Gegend um Adelaide ist eben; nur auf einer Seite erheben sich fast senkrechte Felsen, deren mineralische Schätze Hunderte beschäftigen. Die Luft ist so klar, daß man eine Person in einer Entfernung von 4—5 Meilen gehen sieht. Ueberdieß hat sie einen höchst aufheiternden Einfluß. Das Klima ist äußerst gesund, nur erheben sich zuweilen heiße Winde, die solche Massen von Staub und Sand in der Luft verbreiten, daß man sich für einige Minuten im dichtesten Nebel zu befinden glaubt. Ist der Wind vorüber, so sind alle Gegenstände mit Staub überzogen, und alle Arten von Insekten, wie Hundertfüßler, Heuschrecken und Ameisen kriechen und fliegen millionenweise umher. Besonders großartig sind die Gewitter, Blitz, Echo; die Mondscheinbeleuchtung und Sonnenuntergang werden als über alle Beschreibung erhabene Naturerscheinungen genannt. Alle Arten von Blumen blühen im Ueberfluß. Ueberall ziehen sich 6 bis 8 Schuh hohe Cactushecken hin; nur die Einwohner scheinen nicht zu dem Reichthum der Natur zu passen. Sie gleichen alten Affen, gehen fast ungekleidet, und essen Alles, was ihnen unter den Weg kommt. Sie sind fast schwarz, und haben lange seidenweiche Haare, in die sie ihren größten Stolz setzen. Die Frauen tragen eine Art Teppich, der auf der rechten Seite der Schulter befestigt ist, und auf der linken Seite ein Loch hat, durch das sie den linken Arm stecken. Die Regierung ließ den Eingebornen Häuser bauen, die sie aber nicht bewohnen wollen; sie errichtete Schulen, aber Niemand schickt die Kinder hin; die Einwohner haben Kaufläden eröffnet, in denen Leinwand, Pugartikel, Blechwaaren u. dgl. verkauft werden; Alles findet den besten Absatz. Gute Dienstboten werden äußerst gesucht, und werden eben so wohl gehalten, als bezahlt.

— Die englisch-deutsche Stamm- und Wahlverwandtschaft zeigt sich in gewissen Seiten des Universitätslebens am auffallendsten. Wie in Deutschland „Studios“ und „Philister“, oder „Studenten“ und „Knoten“, so leben in Cambridge und Oxford die „gownsmen“ und „townsmen“ auf einem Fuß freundschaftlich-humoristischer Neckerei, die gewöhnlich am 5. November zu blutigen Köpfen führt. Vorigen Dienstag vermochten weder Stadt- noch Universitätsbehörden zu verhindern, daß Pöbel und Studenten sich eine regelmäßige Schlacht lieferten, bei der die Borerfaust nicht die einzige Waffe war. Einige Söhne der alma mater wurden übel zugerichtet.